

Romancier der Revolte

In seinen Büchern verteidigte er verbissen die Möglichkeit menschlichen Anstands in einer gewaltsamen Welt. Jetzt wird der französische Schriftsteller und Nobelpreisträger Albert Camus neu entdeckt als hochaktueller Deuter eines blindwütigen Terrors.

11.10.2006

Von Daniel Binswanger

Er war Popliterat und Nobelpreisträger, schrieb zeitlose Pubertätsliteratur und schuf zugleich einen der grössten Romane seines Jahrhunderts. Albert Camus ist ein Sonderfall am Firmament der französischen Literatur, ein Prolet, ein Provinzler, ein Fremdling. Auf der ganzen Welt gehört sein «Etranger» zum ehernen Bestand der Gymnasiums-literatur, doch an den Universitäten wird er nur mehr am Rande wahrgenommen. In Frankreich blieb die Rezeption seit den sechziger Jahren eher stiefmütterlich: Zu unraffiniert schien seine Philosophie, zu klassisch seine Prosa, zu lau und uneindeutig sein politisches Engagement. Sartre betrachtet man als den französischen Jahrhundertintellektuellen, Camus bestenfalls als dessen bemerkenswerten Komplizen.

Doch Camus ist wieder da. Nicht nur weil der «Etranger» bis heute der erfolgreichste Titel in der Geschichte des Gallimard-Verlages bleibt. Nicht nur weil nun endlich die beiden ersten Bände der Pléiade-Gesamtausgabe vorliegen und sein postumes Werk, insbesondere der autobiografische Roman «Der erste Mensch», publiziert ist und die verdiente Beachtung findet. Camus, Romancier

des Absurden und Theoretiker der Revolte, war ein früher Prediger der Illusionslosigkeit. Er glaubte weder an den Fortschrittssinn der Geschichte noch an die Verheissungen politischer Ideologie. Doch er verteidigte verbissen die Möglichkeit menschlichen Anstands in einer chaotischen, gewaltsamen Welt. Sein minimalistischer Moralismus hat eine neue Aktualität – auch deshalb wohl, weil Camus' Werk von den blutigen Konflikten der Dekolonialisierung, vom Terror und Gegenterror, gezeichnet ist wie von einer tiefen unheilbaren Wunde. Durch sein ganzes Schaffen zieht sich die Figur eines Schicksalsgenossen, dem er sich brüderlicher verbunden fühlt als seinen compatriotes in den französischen Mutterlanden und der doch immer wieder in einer anonymen, unversöhnlichen Fremdheit erscheint, die tödlich sein kann: der Araber.

Der in den Kolonien aufgewachsene Camus nennt die maghrebische Bevölkerung von Französisch-Algerien nur so, wie sie von den petits blancs, der eingewanderten französischen Unterschicht, die häufig nicht sehr viel besser gestellt war als die «Einheimischen», eben bezeichnet wurde: les Arabes. Im «Fremden» steht eine Szene im Zentrum, die so berühmt ist, dass sie sogar in dem Popklassiker «Killing an Arab» der britischen Indie-Band The Cure verewigt wurde: Der Ich-Erzähler Meursault, ein kleiner französischer Angestellter, erschießt am Strand von Algier einen Araber, scheinbar grundlos. Der Mord kristallisiert das Lebensgefühl existenzieller Sinnentleerung, das den Grundton des Romans vorgibt. Er spiegelt aber auch die alltägliche Gewalttätigkeit, die das Zusammenleben von Franzosen und Maghrebiniern bestimmt. Camus schildert diese Gewalt völlig vorbehaltlos, in einer indifferenten Objektivität. Es ist, als müsste es in einer absurden Welt selbst noch für den Hass keine Gründe geben. In der Gefühlswelt von Meursault, dem seltsam gleichgültigen Antihelden, wird erst der Mord zu einem Erweckungserlebnis, das ihn schliesslich der existenziellen Dumpfheit entreisst. Das rassistische Verbrechen erscheint wie ein verzweifelter Befreiungsschlag,

aber keinesfalls wird es glorifiziert. Denn schon lange bevor er den «Fremden» verfasste, hat Camus auf seinem Weg versucht, der Dumpfheit seiner Lebensumstände zu entfliehen. Er schrieb sich frei.

Physische Intimität mit dem Tod

Zuerst tat er dies als Journalist, und sein verbissener Kampf galt vor allem einem Thema: der Misere der arabischen Bevölkerung und der Notwendigkeit, Französisch-Algerien demokratisch mit ihnen zu teilen. Camus wollte die Fremdheit zwischen Franzosen und Arabern überwinden. Der Algerienkrieg sollte dieses Engagement zunichtemachen. Doch zu Zeiten des drohenden clash of civilizations kann man nur mit Nostalgie zurückblicken auf Camus' gradliniges Engagement und die heute verzweifelt aktuellen Fragen, welche ihn ein Leben lang beschäftigt haben: Wie kann der Mensch bestehen in einer gewaltsamen Welt, ohne dass sein Aufbegehren seinerseits umschlägt in Tyrannei und Terror? Wie ist die Verbrüderung möglich mit dem «Araber», wenn er vielleicht doch bis zuletzt der Fremde bleibt?

Schon durch seine Herkunft war Camus dazu verdammt, auf solche Fragen die Antwort zu finden. Er wird 1913 in eine Arbeiterfamilie von Algerienfranzosen hineingeboren. Sein Vater hat eine Vorarbeiter-Stelle auf einem Weingut, doch er wird 1914 eingezogen. Zum ersten und einzigen Mal in seinem Leben sollte Camus Père das Mittelmeer überqueren, sein Stammland sehen und nach wenigen Wochen in der Marneschlacht fallen. Seine Überreste bleiben auf einem Soldatenfriedhof bei Saint-Brieuc, den Angehörigen wird der Granatsplitter nach Algier überstellt, der den väterlichen Schädel zertrümmerte. Auch für seinen Sohn sollte Europa immer der verhängnisschwangere Kontinent bleiben, der ihn zwingt, der Schönheit des Südens zu entsagen, um sinnlose Kämpfe zu führen, die eigentlich nicht die seinen sind.

Camus' Mutter kommt aus einer Familie katalanischer Einwanderer. Sie ist halbtaub und, ebenso wie die Grossmutter, bei der die Kriegswitwe Unterschlupf findet, Analphabetin. Sie hätte ein zweites Mal heiraten können, aber die Familie lässt es nicht zu. In Belcourt, dem Arbeiterviertel von Algier, wo die französische Unterschicht und die Araber in denselben Strassen, aber nie in denselben Mietshäusern wohnen, zieht sie in drückender Armut ihre Söhne Albert und Lucien auf. Später sollte Camus schreiben, man müsse nicht die Partei der Geschichte oder der Gerechtigkeit ergreifen, sondern die Partei der Misere. Er wusste, wovon er redete.

Camus hat trotzdem glückliche Kindheitserinnerungen. Ein engagierter Primarlehrer sorgt dafür, dass der Junge das Gymnasium besuchen darf. Hier kommt Camus zum ersten Mal in Kontakt mit den Söhnen der besseren Gesellschaft, und herbe Demütigungen bleiben ihm nicht erspart. Doch der Junge ist ein Sportsass. Er glänzt im Fussballklub und wird deshalb von seinen neuen Kameraden akzeptiert. Zu Camus' Lebensweg gehört auch die schlafwandlerische Gabe, die es ihm ermöglichte, in jedem gesellschaftlichen Milieu zu brillieren. Besonders sein attraktives etwas Bogart-mässiges Aussehen und sein sagenhafter Erfolg bei der Damenwelt sollten ihm später immer wieder dienlich sein. Die Leichtigkeit, mit der er in den vierziger Jahren das literarische Paris eroberte, lässt beinahe vergessen, wie sehr er eigentlich ein Aussenseiter war – und letztlich auch geblieben ist.

Noch prägender sollte ein weiterer biografischer Umstand sein: Mit siebzehn Jahren hat Camus seine erste schwere Tuberkulose-Krise. Der athletisch gebaute Sportsmann sollte sich bis an sein Lebensende mit der Krankheit herumschlagen, die ihn immer wieder zu Arbeitsunterbrechungen und langwierigen Therapien zwingt.

Die poetische Kraft von Camus' früher Prosa nährt sich zum einen aus einer

naiven, mediterranen Sinnlichkeit: der Strand, die Hitze, die schweren Düfte und die schnellen Leidenschaften. Bis zuletzt wirkte Camus wie ein mediterraner Sonnyboy. Zum anderen war er aber von der lebensbedrohenden Krankheit gezeichnet. Aus beiden Quellen entspringt sein Schreiben: aus einer hymnischen Lebensbejahung und aus einer fatalistischen Todverfallenheit. Sein erster Romanversuch, eine Vorstufe des «Etranger», trägt den Titel «Der glückliche Tod». Er endet in einer elegischen Landschaftsbeschreibung, einem Gesang auf den Mittag, der «aufbricht wie eine reife Frucht, im plötzlichen Lärm der Zikaden», auf das Parfüm «von Absinth, Rosmarin und warmem Fels», das der tuberkulöse Held noch einmal in sich aufsaugt, um seinen letzten Atemzug zu tun. Das lakonische Pathos, das Camus' Stil stets prägen wird, entspringt einer physischen Intimität mit dem Tod, die er immer wieder in emphatische Lebensbejahung umschlagen lässt.

Camus studiert Philosophie, entwickelt Dandy-Allüren und heiratet mit zwanzig Jahren in die Bourgeoisie Algiers ein. Seine Angetraute kommt aus einer Arztfamilie, die Schwiegermutter mietet für das junge Paar einen schmucken Bungalow auf einer Anhöhe über der Stadt. Trotzdem ist er nicht gerade in soliden Verhältnissen angekommen. Seine Frau Simone Hié, ein lasziver Garbo-Typ, die unter den Studenten Furore macht, ist nicht nur für ihren freien Lebenswandel bekannt, sondern auch schwer morphiumsüchtig. Sie verbringt die Hälfte ihrer Zeit in Entziehungskuren, und die Ehe wird wieder geschieden, als Camus entdeckt, dass sie mit den sie behandelnden Ärzten schläft, um weiterhin mit Stoff versorgt zu werden. Camus flottiert mittellos durch seine Studienjahre und wird vom ausgehaltenen Schwiegersohn erst einmal zum Parteikommunisten.

Man schreibt das Jahr 1934, dem aufziehenden Faschismus stellen sich der sozialdemokratische Front populaire und eine kampfbereite linke Intelligenzija entgegen. Vom Marxismus bleibt Camus indes seltsam unberührt: Seine

Abschlussarbeit schreibt er über Plotin und Augustinus, wobei er gegen die christliche Jenseitsvorstellung und für eine mystisch vibrierende griechische Weltbejahung Position bezieht. Augustinus wie Plotin waren «nordafrikanische» Philosophen und lebten in den römischen Kolonien. Camus hat immer geglaubt, dass Algerien und seine karge Landschaft die Heimstätte eines rauen, zeitlosen Griechentums sind, das der europäischen Geschichte und ihren Verhängnissen entzogen bleibt. In seinem späteren Werk unterzieht er die deutsche Tradition der Geschichtsphilosophie und vor allem Marx einer schneidenden Kritik. Von Beginn seiner intellektuellen Laufbahn an macht ihn eine Art mediterraner Regionalpatriotismus für das nordische Systemdenken völlig unempfänglich.

Parteinahme für «die Araber»

Bleibendes Erbe von Camus' kommunistischer Phase ist seine Leidenschaft fürs Theater. Er findet ein Auskommen, indem er im Viertel, in dem er aufgewachsen ist, eine kommunistische Maison de la culture betreibt und Laientheaterinszenierungen veranstaltet. Mit dem Theater hat er grossen Erfolg, mit den Kommunisten weniger. Der Parti communiste algérien hat in den Jahren 36/37 mit Abspaltungen seiner arabischen Mitglieder zu kämpfen. Zwar will Moskau die antikolonialistischen Kräfte kanalisieren, aber einer allzu nationalistischen Agenda der arabischen Kader steht man mit Misstrauen gegenüber. Sie werden schliesslich als Abweichler gebrandmarkt. Camus ergreift Partei für die «Araber». In der Folge wird auch er als «trotzkistischer Abweichler», wie es in seiner Komintern-Akte heissen wird, aus der Partei ausgeschlossen. Den Arabern aus dem Arbeiterviertel Belcourt fühlt er sich mehr verpflichtet als der sowjetischen Linientreue.

Aus einer finanziell prekären Lage und der ideologischen Heimatlosigkeit befreit ihn das Angebot, für die neugegründete Zeitung Alger républicain zu

arbeiten. Das Blatt verteidigt den Front populaire und nimmt mit Reportagen und Gerichtsberichten gegen die Missbräuche der Kolonialverwaltung Stellung. Camus, der bis dahin zwei dünne Prosabändchen publiziert hat und den Journalismus zunächst als reinen Brotberuf betrachtet, mutiert zum engagierten Allroundreporter. Er denunziert die Misere der Landbevölkerung in der Kabylei und schreibt einen zu Unrecht des Mordes angeklagten Mufti aus dem Gefängnis heraus. Im Journalismus findet Camus das Medium jener «Revolte im Konkreten», die er später theoretisieren sollte.

Der «Fremde», einzigartig

Eher zufällig wird der spätere Résistance-Aktivist Camus auch in die europäischen Kriegswirren hineingezogen. Die französische Militärzensur setzt seiner journalistischen Tätigkeit in Algier im Januar 1940 ein definitives Ende. Auf der Suche nach einem Auskommen folgt er seinem ehemaligen Chefredaktor Pascal Pia nach Paris, wo er als Produktionsassistent beim Boulevardblatt France Soir ein Auskommen findet. Die deutsche Besatzung Frankreichs zwingt ihn jedoch nach einem Jahr zur Heimreise: France Soir wurde zwar nach Lyon verlegt, aber im Zuge von Sparmassnahmen wird Camus entlassen und steht wieder auf der Strasse. Als Zuschauer hat er erlebt, wie die Deutschen in Paris einziehen. «An diesem Tag habe ich mich zum ersten Mal als Franzose gefühlt», sollte er später schreiben.

Im Frühling 1942 hustet Camus erneut Blut. Es wird befürchtet, er werde den Sommer nicht überstehen, und er kehrt doch wieder auf den europäischen Kriegsschauplatz zurück: Während der Weltkrieg den grossen Schlachten in Nordafrika und Osteuropa entgegensteuert, tritt Camus einen Kuraufenthalt in den französischen Alpen an. In diesen Monaten erscheint sein «Etranger» im besetzten Paris und schlägt ein wie eine Bombe. Als hätte einer mit William Faulkners Härte über die Abgründe eines kafkaesken Universums geschrieben –

mit solchen Vergleichen feiert die Pariser Kritik den unbekanntem Autor.

Der «Fremde» passt zur Stimmung in Paris: Sein lakonischer Pessimismus verleiht der allgemeinen Demoralisierung Ausdruck; das plötzliche Erweckungserlebnis, welches den zum Tode verurteilten Romanhelden vor seiner Exekution ereilt, wird zum Symbol des zunehmenden Widerstandswillens gegen die Nazis.

Bis heute ist «Der Fremde» ein einzigartiges Erzählwerk geblieben. Camus schreibt einen typischen Kleine-Leute-Roman, eine Ich-Erzählung aus der Perspektive eines schlichten Gemüts, das an einer feindseligen Welt zu scheitern droht. Céline mit seiner «Reise ans Ende der Nacht» und Queneau mit seinem «Sonntag des Lebens» haben Meisterwerke desselben Genres geschaffen. Die Besonderheit von Camus' Prosa liegt jedoch darin, dass sie von jeder Satire, von jeder Herablassung gegenüber seinem Helden, von jedem Ressentiment frei ist.

Afrikanisches Griechentum

Der Romanheld Meursault ist ein Simpel: Er liebt den Strand, die Frauen, das Kino. Ansonsten ist ihm alles gleichgültig: der Tod seiner Mutter, seine Arbeit, seine Lebensperspektive. Zugleich aber wird er zum Vertreter jenes asketischen «afrikanischen» Griechentums, das Camus mit der kargen algerischen Landschaft verbindet. Sein schlichtes Weltverhältnis ist von machtvoller Poesie, denn seine unerschütterliche Gleichgültigkeit wird schliesslich zum feierlichen Hinnehmen einer irrationalen Welt, in der alles bejaht werden muss, weil alles äquivalent scheint. Er hätte so oder auch anders leben können, lautet die nichtssagende Bilanz, die Meursault vor seiner Exekution aus seinem Leben zieht. Doch genau die Erkenntnis dieser Beliebigkeit bringt ihn zur euphorischen Akzeptierung des Faktischen: «Ich öffnete mich zum ersten Mal

der zärtlichen Gleichgültigkeit der Welt.» So lautet die letzte Erkenntnis von Camus' Antihelden, bevor er guillotiniert wird.

Zu den Eigenheiten von Camus' plötzlichem Auftritt auf der Pariser Bühne gehört, dass er den Essay zu seinem Roman mitliefert. «Der Mythos des Sisyphos» leuchtet in einem mit Pathos geladenen Traktat die philosophischen Abgründe hinter Meursaults seltsamem Schicksal aus. Gibt es in einer sinnlosen Welt eine philosophische Rechtfertigung für den Selbstmord? So lautet im Sisyphos-Buch die Ausgangsfrage. Camus lässt sich weniger von begrifflicher Systematik als von einem Gefühl der Dringlichkeit leiten. Die Welt ist fremd geworden; die menschliche Grunderfahrung ist das Absurde. Camus artikuliert ein Existenzgefühl der unhintergehbaren Feindseligkeit, das wohl auch heute, nach dem Erlöschen einer Reihe von Fortschrittsträumen, wieder auf einige Resonanz stösst: «Die primitive Feindlichkeit der Welt durchquert die Jahrtausende und holt uns immer wieder ein.» Trotzdem führt Camus' methodischer Zweifel am Lebenssinn zu einem eindeutigen Verdikt: Die Welt, obwohl sie «fremd und undurchdringlich» bleibt, ist zu bejahen. Sisyphos versucht ewig, seinen Stein hochzurollen, und doch ist er glücklich. In der Erkenntnis der Beliebigkeit wird er zum Vollstrecker seines Schicksals.

Nietzsche, der Bruder im Geiste

Ist Camus ein Existenzialist? Nur oberflächlich betrachtet. In einer Auseinandersetzung mit seinen philosophischen Zeitgenossen versucht er, sich zu distanzieren, obwohl er wie Karl Jaspers in der Begrenztheit des Menschen seinen wesentlichsten Zug erblickt, obwohl er wie Martin Heidegger in der Todesangst die Grundverfasstheit der Existenz gegeben sieht. Die Existenzphilosophen, sagt Camus, versenken sich in die Abgründe des Daseins, um sie zu überwinden. Sie folgen letztlich Kierkegaard, dem grossen Theologen des Absurden, der sich mit einem letzten Sprung in einen irrationalen

Gottesglauben rettet. Camus will auf Augenhöhe mit der Vergeblichkeit philosophieren – und trotzdem dieses Sein bejahen.

Sein eigentlicher Mentor ist Nietzsche, dem er vermutlich nähersteht, als ihm bewusst war. Der grössenwahnsinnige Cäsarismus, die hysterische Exaltiertheit trennen den deutschen Meisterdenker von Camus' lakonischem Pathos, doch was sie eint, ist das grosse «Ja» zu einer als unheilbar empfundenen Existenz. Der Altphilologe Nietzsche erhob die griechische Tragödie zum Modell seines ekstatischen Pessimismus. Bei Camus, dem proletarischen petit blanc aus den Kolonien, spricht sie in den kargen Symbolen der staubigen Landschaft Algeriens.

Camus entwirft drei Archetypen des absurden Menschen: den Schauspieler, den Künstler, den Don Juan. Der Schauspieler kann alle Möglichkeiten des Menschlichen erschöpfen, wenn auch nur in der Illusion des Augenblicks. Der Künstler kann seine eigene Welt erzeugen, wenn auch nur in der Nutzlosigkeit seines Werks. Der Don Juan handelt aus dem unersättlichen Bedürfnis nach Liebe, wenn er auch jede neue Leidenschaft so zur Beliebigkeit verdammt. Camus kann als Vertreter aller drei Kategorien gelten.

Der ewige Charme der Revolte

1943 geht es ihm gesundheitlich besser, und er wird von seinem Verleger Gallimard nach Paris geholt. Bald leitet er die Résistance-Gazette Combat, befreundet sich mit Sartre, wird zu einem der führenden intellectuels engagés. 1947 erscheint sein zweiter grosser Roman, «Die Pest». Nach der Befreiung Frankreichs kann er seine zweite Frau Francine aus Algerien nachkommen lassen. Dennoch bleibt der Don-Juanismus ein Bestandteil der Camus-Legende. Sein Liebesleben war vermutlich das Experimentierfeld, auf dem die Engführung von Leidenschaft und Gleichgültigkeit immer wieder die Probe

aufs Absurde machen musste. Der Camus-Biograf Olivier Todd beschreibt, wie er einmal Ende der vierziger Jahre mit seiner jungen Frau und einem Freund auf einer Kaffeehaus-Terrasse der Place Saint-Sulpice sitzt. Ein Passant starrt seine Frau so unverschämt an, dass er laut ausruft: «Für wen hält der sich denn?» «Der hält sich für Albert Camus», meint sein Freund ungerührt.

Camus' Affären sind nicht immer flüchtig, aber zahlreich. Mit der Filmschauspielerin Maria Casarès verbindet ihn bis zu seinem Tod eine leidenschaftliche, beinahe offizielle Liaison. Er nennt sie «Krieg und Frieden». Als wahrhaft mediterraner Macho würde er seine Frau allerdings nie verlassen, obwohl sie mit seinem unsteten Lebenswandel nicht zurechtkommt. Sie wird depressiv, begeht Suizidversuche. Aus seinen Schuldgefühlen zieht Camus wohl einen Teil seiner Inspiration zur späten Erzählung «Der Fall», der verstörenden Lebensbeichte eines scheinbaren Gutmenschen und narzisstischen Heuchlers. Seinen Eroberungsdrang gezügelt hat er nie.

Camus schreibt Theaterstücke, ist Lektor bei Gallimard, wirkt als einflussreicher Leitartikler. 1952 erscheint der «Mensch in der Revolte», sein politisches Glaubensbekenntnis. Hier ist das lyrische Desillusionierungspathos einer philosophischen Meditation über die Möglichkeiten des Kampfes gewichen. Die Erfahrung des Weltkriegs und die Bedrohung durch den Stalinismus prägen die fünfziger Jahre: Der «Homme révolté» ist Camus' antitotalitäres Manifest. Bis heute bleibt das Buch bemerkenswert.

Der Sisyphos ist eine Meditation über den Selbstmord, der «Homme révolté» ein Traktat über den Mord beziehungsweise die politische Gewalt. Der «Sisyphos» predigt das grosse Ja zum absurden Kosmos, doch die Revolte fordert das Nein. In der Fähigkeit, nein zu sagen, lokalisiert Camus die Quelle der Menschenwürde. Widerstand zu leisten, den Ansprüchen des Faktischen nicht nachzugeben – das definiert nach Camus die condition humaine. Sie

erlaubt es der Menschheit, tyrannischen Göttern und gewaltsamen Herrschern zu widerstehen.

Das Individuum beginnt mit dem Nein, schliesst Camus. Die Revolte beginnt mit der anarchistischen Strebung des Einzelnen. Allerdings hat das 20. Jahrhundert die Kräfte der Revolte in den totalitären Massenbewegungen gebündelt. Sie heiligen die Mittel im Namen eines höheren Zwecks. Im Stadium der Revolution wird die Revolte zum Freibrief für politischen Mord. Im Namen der historischen Gerechtigkeit wird schliesslich der Nihilismus propagiert. Camus schreibt eine Geschichte der verschiedenen Wandlungen der Freiheitsidee in der europäischen Geschichte, doch er schreibt sie anhand einer Geschichte des Terrors. Was darf ich tun, um mich gegen mein Schicksal aufzubauen? Das ist für ihn die Grundfrage der Politik. Seine Antwort erscheint simpel: Ich darf alles tun, was in konkreter Form und im Zeithorizont der Gegenwart das Los der ganzen Menschheit verbessert. Nach Camus mussten Kommunismus und Faschismus zum Staatsterror führen, weil sie im Namen abstrakter Ideale und mit Blick auf eine ferne, illusionäre Zukunft agierten.

Camus' Theorie der Revolte ist aktuell. Der gezielte Terror gegen ein Unrechtsregime kann rechtfertigbar sein, schreibt er, der zeitlebens von den russischen Anarchisten des 19. Jahrhunderts fasziniert war. Das blindwütige Töten von Unschuldigen ist jedoch per se eine Form des Nihilismus. Gemessen an Camus' Kriterien wäre der islamistische Terror, mit dem es die heutige Welt zu tun hat, die absolute Verachtung nicht nur des fremden, sondern auch noch des eigenen Lebens, eine Art Steigerung des Stalinismus.

Moral des Masses

Bestehend bleibt, wie Camus einen anarchistischen Individualismus mit dem

Ethos gesellschaftlicher Solidarität zusammendenkt – und wie ihn dieses philosophische Exerzitium zu einem temperierten, sozialdemokratischen Reformismus führt. «Ich leiste Widerstand, also sind wir», lautet Camus' politische Paraphrasierung des «Ich denke, also bin ich», ein kartesischer Angelpunkt, in dem die Fluchtlinien individueller Freiheit und gesellschaftlicher fraternité sich schneiden sollen. Aus dem «Mensch in der Revolte» spricht eine Kompromisslosigkeit, die uns fremd und überraschend scheint. Während die Forderung nach sozialer Solidarität heute häufig defensiv und kleinmütig wirkt, predigt Camus mit heroischer Härte eine Vernunft der kleinen Schritte, eine Politik konkreter Reform und eine Moral des Masses und der Toleranz.

Unter seinen Zeitgenossen sollte sich Camus mit seinem antitotalitären Manifest sofort zum politischen Aussenseiter machen. Sartre bricht definitiv mit dem ehemaligen Kampfgefährten. Er klagt Camus an, zur «Bourgeoisie» übergelaufen zu sein. Obwohl die stalinistischen Säuberungen im Jahr 1952 noch in vollem Gang sind, ergreift Sartre immer kompromissloser für die Sowjetunion Partei. 1956, im Zuge des Ungarn-Aufstandes, distanziert er sich zwar von den Kommunisten, noch 1960 sollte er indes schreiben: «Jeder Antikommunist ist ein Hund.» Auch Sartre mag in seiner Replik auf Camus die Existenz der sowjetischen Lager bedauern, doch im unerbittlichen Kampf des geschichtlichen Prozesses, so Sartre, begehen alle Parteien entsetzliche Verbrechen. Es kommt nur darauf an, auf der richtigen Seite zu stehen – und keine falschen Vorbehalte zu haben. Zwischen dem Geschichtsdialektiker Sartre und dem anarchistischen Moralisten Camus tut sich ein unüberwindbarer weltanschaulicher Graben auf.

Die wirkliche politische Isolation beginnt für Camus jedoch mit dem Algerienkrieg. Er will daran glauben, dass das Zusammenleben von Arabern und Franzosen möglich bleibt. Er verurteilt die Repressions- und

Folterkampagnen, mit denen das französische Militär gegen den algerischen Untergrund vorgeht, doch er denunziert nicht minder angewidert die blindwütigen Terrorkampagnen der algerischen Freiheitsbewegung FLN. Im Januar 1956 organisiert er in einem Theater in Algier eine öffentliche Veranstaltung, die zur beidseitigen Schonung unschuldiger Zivilisten aufruft. Auf den Strassen skandiert der Mob Morddrohungen gegen den Schriftsteller. Der FLN hat Tausende seiner Anhänger mobilisiert; die rechtsradikalen Kampforganisationen der weissen Minderheit ebenfalls. Camus nimmt eine verzweifelte Position ein – vielleicht die couragierteste.

Der Schriftsteller steht definitiv als schöne Seele da, die hilflos humanitäre Appelle lanciert und von den höheren Mächten der historischen Entwicklung beiseitegefegt wird. Doch er hält fest an der Utopie eines französisch-arabischen Zusammenlebens, weil er weiss, dass die Mehrheit der gut eine Million Weissen nicht aus kolonialistischen Ausbeutern und rassistischen Militärs besteht, sondern aus einer wirtschaftlich schwachen Schicht, die bei einer erzwungenen Rückkehr nach Frankreich einen hohen Preis zu zahlen hat. Ihm schwebt ein föderalistisches Modell vor. Vor allem aber misstraut er der algerischen Unabhängigkeitsbewegung, die mit gnadenloser Härte sowohl gegen die weisse als auch gegen die arabische Zivilbevölkerung vorgeht und einen unheilvollen Pakt mit dem Panarabismus und seiner sowjetischen Schutzmacht eingegangen ist. Er habe sein ganzes Leben lang für die Bevölkerung Nordafrikas gekämpft, schreibt Camus 1958 in seinen «Chroniques algériennes» wutschäumend, und er habe es nicht nötig, von Pariser Salonmarxisten Lektionen entgegenzunehmen über den richtigen Gang der Weltgeschichte. Doch auch hier wieder wurde die dominierende Ansicht von Sartre vertreten, der in seinem berühmten Vorwort zu Frantz Fanons «Verdamnten dieser Erde», der damaligen Bibel des Antikolonialismus, schreiben sollte: «Die Gewalt kann durch die Gewalt geheilt werden.» Angesichts der Dynamik der Dekolonisierungsbewegung war es zwar in der Tat

illusorisch zu glauben, es gäbe eine Alternative zur Unabhängigkeit Algeriens. Hält man sich den Alptraum der algerischen Geschichte der vergangenen vierzig Jahre vor Augen, ist aber schwer zu bestreiten, dass Camus im Recht war.

Erde des Vergessens

In seinem unvollendeten Roman «Der erste Mensch» macht sich Camus noch einmal auf die Suche nach seiner algerischen Identität. Er, der als Halbweise aufgewachsen ist und seinen Vater nie kannte, forscht nach dessen Spuren. Weder auf dem Soldatenfriedhof von Saint-Brieuc noch auf den Weingütern des westalgerischen Solférino, wo ihn die letzten verbliebenen Franzosen mit geladener Waffe empfangen, wird er wirklich fündig. Algerien «ist die Erde des Vergessens, wo ein jeder zum ersten Menschen wird». Eine Erde, auf der die zahllosen Einwanderer und Eroberer kaum Spuren hinterlassen haben, wo «die Geschichte und die Erinnerung unter der unaufhörlichen Sonne verdampfen» und wo alle einkehren in eine anonyme «Brüderlichkeit der Rasse und des Schicksals».

Einzig im Kapitel, in dem Camus die Umstände seiner eigenen Geburt schildert, nimmt der Vater Gestalt an. Unter dramatischen Gegebenheiten muss seine Mutter in Wehen in ein Gutshaus gebracht, ein Arzt geholt, eine Nachbarin alarmiert werden. Alles geht schliesslich gut, weil ein arabischer Arbeiter dem Vater hilft. Nach der Entbindung stehen die beiden vor dem Haus. ««Es ist ein Junge», sagt der Vater ohne seinen Gefährten anzusehen. «Gott sei gelobt», sagt der Araber. «Jetzt bist du ein Chef.»» Die Anerkennung durch «den Araber» war für Camus eine Frage der innersten Integrität.

Am 4. Januar 1960, der Algerienkrieg ist noch in vollem Gang, kommt Camus auf dem Rückweg von Südfrankreich nach Paris bei einem Autounfall ums

Leben. Auch Michel Gallimard, der Lenker des Wagens, stirbt. René Char, der wohl grösste Lyriker seiner Generation und einer der engsten Freunde Camus', hätte auch mitfahren sollen, beschliesst aber kurz vor der Abreise, den Zug zu nehmen. Schon als Résistance-Kommandant des Midi ist der mehrfach schwerverwundete Char dem Tod immer wieder von der Schippe gesprungen. «Besessen von der Ernte und gleichgültig gegen die Geschichte», lautet eine Zeile Chars, die Camus gerne zitierte. Die Geschichte hat Camus scheinbar Unrecht gegeben. Eine Saat ist trotzdem aufgegangen.